

Unverkäufliche Leseprobe



Wolfgang Krieger
Geschichte der Geheimdienste
Von den Pharaonen bis zum Cyberkrieg

2026. 429 S.
ISBN 978-3-406-83768-5

Weitere Informationen finden Sie hier:
<https://www.chbeck.de/38831101>



Die Rolle eines Feldspions aus den Tagen Alexanders des Großen ist schwerlich mit jener der modernen satelliten- und computergestützten Aufklärung auf einen Nenner zu bringen. Doch die Grundprinzipien der Politik, in mancher Hinsicht sogar des Militärischen, sind in den hochdifferenzierten Staaten der Antike und der Gegenwart durchaus vergleichbar. Misstrauen und das Gefühl einer Gefährdung von inneren oder äußeren Feinden – mag ihre Existenz harte Realität oder schieres Produkt politischer Paranoia sein – bilden Grundkonstanten staatlicher Macht. Das Bedürfnis, den potentiellen Gegner auszuspähen, um seine Absichten, Pläne und Fähigkeiten kennenzulernen und auf sie zu reagieren, noch bevor der andere damit rechnet, resultiert unmittelbar aus einer solchen Unsicherheit. Auf diesem politisch-psychologischen Substrat sind in allen Epochen Geheimdienste und Spione gediehen. Wolfgang Krieger bietet in seinem Buch einen ebenso kenntnisreichen wie spannenden Überblick über dieses große Thema der Weltgeschichte.

Wolfgang Krieger lehrte in München und Köln, Bologna und Paris, Princeton und Toronto; er war Fellow in Harvard und Oxford und bis 2013 Professor für Neuere Geschichte an der Philipps-Universität Marburg. Er ist Mitbegründer der International Intelligence History Association (IIHA) und war bis 2007 deren Vorsitzender; er gehört zum wissenschaftlichen Beirat des französischen Verteidigungsministeriums. Er war Mitglied der Unabhängigen Historikerkommission für die Geschichte des Bundesnachrichtendienstes.

Wolfgang Krieger

Geschichte der Geheimdienste

**Von den Pharaonen
bis zum Cyberkrieg**

C.H.Beck

1. Auflage in der Beck'schen Reihe. 2009
- 2., durchgesehene Auflage. 2010
- 3., aktualisierte und erweiterte Auflage in C.H.Beck Paperback. 2014

Die ersten zwei Auflagen erschienen bei C.H.Beck unter dem Titel «Geschichte der Geheimdienste. Von den Pharaonen bis zur CIA», die dritte Auflage trug den Untertitel «Von den Pharaonen bis zur NSA».

Originalausgabe

4., aktualisierte und erweiterte Auflage. 2026
© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2009
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.
www.chbeck.de
Umschlaggestaltung: geviert.com | Michaela Kneißl
Umschlagabbildung: © shutterstock / kundra
Satz: C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978 3 406 83768 5



verantwortungsbewusst produziert
www.chbeck.de/nachhaltig
produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Vorwort zur 4. Auflage 9

1 Wie und wozu studiert man die Geschichte der Geheimdienste? 17

2 Geheimdienstliche Tätigkeit in der politischen Vormoderne 23

Alexander der Große 28

Rom – ein Großreich ohne Geheimdienst? 31

Byzantinische Weltpolitik und ihre Geheimdienste 41

Die arabisch-muslimische Expansion 49

Die Herausforderung Asiens 52

Geheimdienstliches in politischen und religiösen Schriften 56

Schrift und Geheimschrift 65

3 Neue Gegner: religiöse, revolutionäre, konterrevolutionäre und nationale Kräfte 70

Erfolgekriege zwischen Frankreich und England 72

Francis Walsingham als Geheimdienstchef 77

Spionage und Diplomatie 81

Geheimdienst und innere Sicherheit 86

Frankreichs erster bürokratischer Geheimdienst 89

Die Amerikanische Revolution 92

Die Französische Revolution 100

Napoléon Bonaparte 106

4 Großmächtepolitik und Revolutionsfurcht 116

Die Professionalisierung von Polizei und

Inlandsgeheimdiensten 121

Generalstab und Geheimdienst	126
«Nicht durch Reden oder Majoritätsbeschlüsse ...»	129
Der Militärattaché	132
Der lange Weg zum Geheimdienstoffizier	135
Großmacht gegen Großmacht	139
Alfred Redl	142
Der missbrauchte Patriot	145
5 Moderne bürokratische und technologiebasierte Geheimdienste seit 1900	149
Großmächtepoker und Geheimdienstamateure	154
Demokratie und Spionitis	159
Geheimschutz zur Spionageabwehr	164
Die Kommunikationsrevolution	167
Der Erste Weltkrieg	172
Geheimdienste auf dem Schlachtfeld	176
Neutrale Staaten als Operationsgebiet	181
Lenin und die Folgen	186
6 Vier Gegner im 20. Jahrhundert: Kommunisten, Faschisten/Nationalsozialisten, Kapitalisten und «Terroristen» der «Dritten Welt»	190
Die Repression in der jungen Sowjetunion	191
Die frühen sowjetischen Auslandsoperationen	193
Der Weg zur Diktatur Stalins	198
Die erste Blüte der sowjetischen Auslandsspionage	200
Stalins «Säuberungen»	207
Stalins missachtete Auslandsspionage	211
Pearl Harbor	215
Die USA ohne Geheimdienste?	219
Das OSS im Kriegseinsatz	227
Der Einsatz gegen Hitlers Deutschland	231
Die deutschen Geheimdienste im Nationalsozialismus	236
Die Alliierten und der deutsche Widerstand	242
Die Funkentschlüsselung	247

7 Der Krieg der Geheimdienste im Kalten Krieg	252
Anpassung in der Sowjetunion	254
Das zerrissene Frankreich	259
Ein deutscher Geheimdienst der besonderen Art	266
Eine spezielle Geheimdienstallianz	276
Der Schock der sowjetischen Spionage	280
Das neue amerikanische Geheimdienstimperium	284
8 Verdeckte Operationen, Spionage, Analyse	292
Verdeckte Operationen in Europa	296
Geheimdienstkriege in der «Dritten Welt»	301
Die großen Spione und Verräter im	
Geheimdienstkrieg der Supermächte	312
Geheimdienstinformationen aus technischen Geräten	
und die Politisierung der Analysen	317
9 Menschen- und Bürgerrechtsverletzungen bei den	
Geheimdiensten und die begrenzten Möglichkeiten	
der politischen Kontrolle	323
Das amerikanische Beispiel	325
Britische, französische, israelische und deutsche Beispiele	329
Einige grundsätzliche Probleme der Geheimdienstkontrolle	336
10 Geheimdienste im chinesischen Kommunismus	341
Im Krieg gegen die KMT und Japan	344
Die «Säuberungen» und der Kampf gegen Moskau	349
Die amerikanische Karte	359
Weltpolitische Ambitionen	362
Das Ende der Kulturrevolution	365
Eine neue Ära	369
Chinesische Geheimdienste heute	376

**11 Internet, *cyber warfare*, hybride Strategien,
unbequeme Analysen 379**

- Die Geheimdienste und der russische Angriff auf die Ukraine 386
Neue Strategien, neue Instrumente und neue Aufgaben 388
Der Hamas-Angriff auf Israel 391
Die Rückkehr zur geheimdienstlichen Analyse 398

Weiterführende Lektüre 401

Anmerkungen 405

Vorwort zur 4. Auflage

Historisch gesehen sind Geheimdienste relativ neue staatliche Institutionen. In ihrer heutigen Form – als Großbürokratien mit zahlreichen Beamten, Soldaten und Polizisten, mit riesigen Gebäuden in der Hauptstadt und üppigen Budgets aus der Staatskasse – sind sie erst seit etwa 1900 entstanden. Davor gab es allerdings die «geheimdienstliche Tätigkeit», wie ich sie nenne, nämlich die Spionage, die verdeckte Propaganda oder auch die geheimen Operationen mit Waffengewalt, wie sie noch heute üblich sind. Diese «Tätigkeit» wurde über Jahrtausende nahezu ohne festgefügte Institutionen betrieben, einerseits, um Kosten zu sparen, und andererseits, um sie für Freund und Feind möglichst unsichtbar zu machen. Im Lauf der Geschichte haben sich also nicht die Zwecke von Spionage oder die Absichten der heimlichen Einflussnahme verändert, sondern die äußeren Umstände, die Organisationsformen und vor allem die eingesetzten Mittel. Man denke nur an den weiten Weg von den antiken Geheimschriften bis zum Quantencomputer unserer Tage!

Diese Veränderungen zu beschreiben, ist die zentrale Aufgabe dieses Buches. Dabei ist darzustellen, wie sich die geheimdienstliche Tätigkeit parallel zur *Geschichte der Staatsgewalt* (Wolfgang Reinhard) entwickelte, welche unterschiedlichen Denkweisen und Praktiken in den jeweiligen Epochen und Kulturen entstanden und wie diese Tätigkeit schließlich die Politik der neuzeitlichen Staatenwelt beeinflusste.

Einfach gesagt, sind Geheimdienste dazu da, geheim gehaltene Informationen über Feinde, Gegner und manchmal auch über Verbündete zu sammeln und sie der eigenen Regierung oder einem anderen Auftraggeber zur Verfügung zu stellen. Damit soll in erster Linie verhindert werden, dass ein Herrscher, ein Kriegsherr, ein Diplomat oder ein wirtschaftliches Unternehmen unangenehm überrascht wird, beispielsweise durch einen unerwarteten Angriff, eine plötzliche Konfrontation mit vollendeten politischen Tatsachen, eine verdeckte Manipulation von Märkten oder Waren oder durch irgendeine andere plötzliche Veränderung, die dem Auftraggeber zum Nachteil gereicht. Denn Überraschung ist eine

Taktik, die den Gegner schwächt oder sogar zu Fall bringt, selbst wenn er an Mitteln überlegen ist. Das Gleiche gilt für das Nichtwissen über den Gegner oder über die eigene Lage, wie der strategische Denker Sunzi bereits vor 2500 Jahren herausgearbeitet hat. Deshalb gibt es das Staatsgeheimnis. Es soll den Gegner unwissend und im Nachteil lassen.

Diese Grundregeln müssen sich an konkreten historischen Situationen beweisen, wie wir in unseren Tagen schmerhaft erleben. Nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes wurde der islamistische Terrorismus weltweit zum beherrschenden Thema der Geheimdienste. Man denke an die Terroranschläge in den USA, Frankreich, Israel, Großbritannien und Spanien – aber auch in der Türkei, in Russland, Kenia, Indien, Indonesien, Nigeria, im Irak und in vielen anderen Staaten. Zusammen mit dem organisierten Verbrechen und der Proliferation von Massenvernichtungswaffen (samt Trägersystemen) beherrschte dieser Terrorismus für mehr als zwei Jahrzehnte die sicherheitspolitischen Debatten und vor allem die Tätigkeit der Geheimdienste. Manche Terroranschläge konnten durch sie verhindert, einige der Täter konnten vor Gericht gebracht werden, doch die Erfolgsbilanz der Geheimdienste war insgesamt mager.

Dann, vor etwa zehn Jahren, begann sich die Weltpolitik grundlegend zu wandeln. Ein klassisches Thema der neuzeitlichen Spionage kehrte zurück, auch wenn sich viele Politiker zunächst weigerten, den Tatsachen ins Auge zu sehen. Gemeint ist die Konfrontation von Großmächten mit ihren Konflikten und sogar Kriegen, wie wir sie aus früheren Jahrhunderten kennen. Man spricht jetzt von einer neuen «Weltordnung» (Carlo Masala) oder einer «Zeitenwende» (Olaf Scholz). Seither geht es in den Geheimdiensten wie zu Zeiten des Kalten Krieges darum, die Absichten und Fähigkeiten von rivalisierenden Staaten sowie von kriegsbereiten feindlichen Staaten zu erkunden.

Der Aufstieg der Volksrepublik China zur Weltmacht – wirtschaftlich, technologisch und militärisch – sowie die beiden Kriege in der Ukraine (seit 2022) und im Mittleren Osten (seit 2023) kündigten eine neue Weltordnung an, in der sich aggressive Großmachtpolitik und islamistischer Terrorismus vermischen. Während Russland unter Wladimir Putin einen klassischen Eroberungskrieg gegen die Ukraine begann, erfolgte der Überfall auf Israel am 7. Oktober 2023 durch die Hamas, eine nichtstaatliche Terrorgruppe. Sie wurde von ebenfalls nichtstaatlichen Terrorgruppen wie der Hisbollah im Libanon und den jemenitischen Huthi unterstützt, jedoch von der Islamischen Republik Iran finanziert, bewaffnet und ge-

steuert. China wiederum, das unlängst zum globalen Akteur aufgestiegen ist, stellt für den Westen einen unverzichtbaren Handels- und Innovationspartner dar, pflegt aber gleichzeitig mit den Kriegsmächten Russland und Iran eine enge Partnerschaft. Es kauft deren Erdöl, unter Umgehung internationaler Sanktionen, und liefert Waffen an sie.

Somit ist klar, dass der islamistische Terrorismus nicht verschwunden ist, aber er hat unter der Führung des Iran eine neue Dimension angenommen. In einigen Fällen ist dieser Wandel noch schwer einzuschätzen. Beispielsweise übernahm in Syrien nach dem Sturz von Assad im Dezember 2024 eine neue Koalition (HTS) die Macht, die aus dem Terrornetzwerk Islamischer Staat (IS) hervorging. Zunächst sah es so aus, als würde ein Regierungssystem eingerichtet, das alle ethnischen und religiösen Gruppen gleichermaßen toleriert, doch bald kam es zu terroristischen Ausschreitungen gegen Minderheiten, Frauen und Andersdenkende, die von den neuen Machthabern geduldet oder sogar angefeuert wurden. Daraus könnte sich eine weitere islamistische Diktatur entwickeln, in unmittelbarer Nachbarschaft zum Iran, aber auch zu Israel und zum Libanon.

Innenpolitisch ist die Sorge um die Bedrohung von Bürgerrechten durch Cyber-Angriffe und staatliche Überwachung von privater Kommunikation (Mobilfunk, Internet, Datenspeicher) keineswegs verschwunden. Was 2013 durch die spektakuläre Flucht des amerikanischen Geheimdienstmitarbeiters Edward Snowden nach China und seine anschließende Weiterreise nach Moskau als «NSA-Skandal» bekannt wurde und auch die deutsche Politik erschütterte, hat einer breiten Öffentlichkeit bewusst gemacht, wie tief selbst demokratische Regierungen in das Privatleben der Bürger einwirken. Man fragte sich, ob private Kommunikation überhaupt noch geschützt werden kann. Denn neben den Geheimdiensten sammeln auch Privatunternehmen in einem schwer vorstellbaren Umfang die Daten ihrer Klienten. Und sie tun es zumeist ohne deren Wissen oder bewusste Einwilligung in das Ausmaß der Datenspeicherung sowie deren kommerzielle Verwendung.

Zugleich lassen diese berechtigten Sorgen allzu leicht vergessen, in welchem Ausmaß das Leben in unseren heutigen Wohlstandsgesellschaften vom Schutz durch staatliche Sicherheitsbehörden abhängt, also von Polizei, Militär und Geheimdiensten. Cyber-Angriffe können unsere «kritische Infrastruktur» lahmlegen, das heißt unsere Energieversorgung, Verkehrs- und Kommunikationssysteme, Fabriken, Banken, Krankenhäuser

und vieles mehr. Bei der Abwehr solcher Angriffe sind geheimdienstliche Fähigkeiten unerlässlich. Um derartige Gefahren rechtzeitig zu erkennen, braucht man geheimdienstliche Mittel und Institutionen, die global operieren können und weniger sichtbar sind als Polizei und Militär. Denn Angriffe aus dem Internet, Terrorangriffe und Verstöße gegen Rüstungskontrollabkommen werden im Geheimen vorbereitet oder sogar ausgeführt. Des Weiteren müssen Menschenrechtsverletzungen verdeckt, ohne Rücksicht auf Souveränitätsansprüche verbrecherischer Regime, aufgeklärt werden. Internationale Friedensmissionen müssen abgesichert, Kriegsverbrecher müssen aufgespürt werden, ehe man sie vor den Internationalen Strafgerichtshof oder ein UNO-Sondergericht stellen kann.

Die neue internationale Konstellation fordert Europa, aber auch den übrigen Westen heraus wie nie zuvor seit 1945. Man dachte, Konflikte würden völkerrechtlich, mit Hilfe von juristischen Normen, Verträgen oder Institutionen weltweit geregelt – beispielsweise Menschenrechte, ethnische Konflikte, Rüstungsbegrenzungen oder Schadstoffemissionen –, also durch eine «regelbasierte Ordnung». Doch das erwies sich als Illusion, weil sich China, Russland, Indien und andere Großmächte dieser Logik nicht unterwerfen, sondern eigene machtpolitische Interessen verfolgen und eine alternative Weltordnung zu etablieren suchen.

Davon ist Deutschland in besonderer Weise enttäuscht, weil es nach dem Untergang der Sowjetunion seine Landesverteidigung nahezu aufgab und seine auswärtige Politik nur noch im Rahmen der Europäischen Union (EU) sowie der NATO definierte. Die deutsche Wirtschafts-, Finanz- und Technologiepolitik wurde an die EU delegiert, die Landesverteidigung an die nukleare Abschreckung der USA. Das war bequem, baute jedoch auf einer Reihe falscher Voraussetzungen auf, denn die EU wird in der entstehenden neuen Weltordnung kaum ernst genommen, weil sie kein Drohpotential gegenüber Beijing, Moskau oder Washington hat. Die USA verlangen unter Präsident Donald Trump eine selbständige Verteidigungsfähigkeit der europäischen NATO-Mitglieder. Die dadurch entstehenden Kosten werden die bereits überbordende Staatsverschuldung auf die Spitze treiben.

Auch die deutschen Nachrichtendienste weisen gravierende Fähigkeitslücken auf. Deshalb sind nun Regierung, Parlament und Öffentlichkeit gezwungen, über den angemessenen Platz «der Dienste», wie es im politischen Jargon heißt, ernsthaft und ohne Scheu nachzudenken, damit

die dringend nötigen Entscheidungen getroffen werden. Dafür braucht es neue Impulse des politischen Denkens, wie sich Deutschlands Außen- und Sicherheitspolitik verändern lassen. Anders wird es nicht gelingen, Antworten auf die drängenden Fragen der Weltpolitik zu finden.

Vor diesem Hintergrund erscheint die überarbeitete und stark erweiterte 4. Auflage meiner *Geschichte der Geheimdienste*. Sie geht unverändert davon aus, dass sich geheime Nachrichtendienste nicht ohne ihren politischen, kulturellen und historischen Kontext verstehen lassen. Sie ist historisch breit angelegt, um anschaulich zu machen, wie im Lauf von vielen Jahrhunderten das aus Spionage gewonnene Wissen zu einem wichtigen Element moderner Staatlichkeit wurde.

Um den weltpolitischen Umbrüchen Rechnung zu tragen, wurde ein neues Kapitel über die chinesischen Geheimdienste hinzugefügt, das zugleich die Besonderheiten von Geheimdiensten in Diktaturen herausstellt. Es gilt, die unheroische, die abscheuliche Seite in den Blick zu nehmen, denn Geheimdienste haben seit jeher als Instrumente der Repression und der Entwürdigung von Menschen gedient – vor allem in Diktaturen, aber auch in Demokratien. Von beidem handelt dieses Buch.

Schließlich wurde das Schlusskapitel über jüngste Entwicklungen stark erweitert und auf den aktuellen Stand gebracht. Gewiss kann es künftig Veränderungen geben, die heute nicht vorhersehbar sind. Aber die Erfahrung lehrt, dass in der Geschichte das Neue in den meisten Fällen das Alte nicht zum Verschwinden bringt, sondern nur in den Hintergrund drängt, wo es im Stillen fortwirkt. Das kann sogar in der Welt der Technik passieren. Nach Zeitungsmeldungen sollen die russischen Geheimdienste vor einigen Jahren eine größere Anzahl von Schreibmaschinen angeschafft haben, weil diese nicht «abgehört» werden können und weil Papier sicherer ist als Datenspeicher. Im Übrigen hat der Computer auch nicht die Handschrift ersetzt. Noch nicht jedenfalls.

Für Historiker ist die Geheimdienstgeschichte ein spannendes, aber vergleichsweise wenig beackertes Feld, zumal die Quellenlage weithin schwierig ist. In den frühen Epochen hat man überwiegend mündlich kommuniziert oder Aufzeichnungen vernichtet, um Spione und Entscheidungsträger nicht zu kompromittieren. Später wurden bei militärischen Niederlagen regelmäßig Karteien sowie Korrespondenzen vernichtet, um sie nicht in Feindeshand fallen zu lassen. Im 20. Jahrhundert galten Geheimdienstberichte als Staatsgeheimnisse für die Ewigkeit. Doch nach dem Ende des Kalten Krieges hat sich die Forschungslage erfreulich ver-

bessert. Einige Staaten, darunter vor allem die USA, haben Teilbestände ihrer Geheimdienstarchive offengelegt, insbesondere solche, die chronologisch bis zur Mitte des Kalten Krieges reichen. Für die Zeit danach wird die Quellenlage lückenhafter, doch es gibt eine Reihe von wichtigen parlamentarischen Untersuchungen, in denen eine weitgehende Offenlegung von Informationen und Entscheidungsprozessen erzwungen wurde. Hier gewährt man Einblick bis tief in das Innere der aktuellen Geheimdienstwelt. Die amerikanischen Untersuchungsausschüsse zu den Terrorangriffen vom 11. September 2001 sind zu nennen, ebenso jene zum Irakkrieg von 2003.

Der russische Präsident Boris Jelzin ermöglichte einige spektakuläre Aktenfreigaben, sein Nachfolger Putin setzte diese Politik der Öffnung jedoch nicht fort. Im übrigen Osteuropa wurden Geheimdienstakten aus den Jahrzehnten der kommunistischen Herrschaft offengelegt. Einen Sonderfall bilden die Akten der Staatssicherheit der DDR, welche für die Forschung weitgehend verfügbar sind, trotz bedauerlicher Verluste durch Aktenvernichtung seitens der letzten Stasi-Führung und gewisser Einschränkungen zum Schutz von Persönlichkeitsrechten. Selbst die Volksrepublik China hat manches Aktenstück publik gemacht. Und der deutsche Bundesnachrichtendienst (BND) begann vor einigen Jahren, ältere Akten an das Bundesarchiv abzugeben und der Forschung zugänglich zu machen. 2011 gewährte er einer Unabhängigen Historikerkommission einen exklusiven Aktenzugang, um dessen Entstehungs- und Frühgeschichte bis 1968 zu schreiben. (Der Autor war Mitglied dieser Kommission.) Das alte Vorurteil, man könne über die Geheimdienstgeschichte nicht wissenschaftlich arbeiten, weil es keine (öffentlich zugänglichen) Quellen gebe, ist längst nicht mehr zu halten.

So entstand eine neue Geschichtsschreibung, die sich hauptsächlich in der angelsächsischen Welt und in den ehemals kommunistischen Staaten Europas zu einem etablierten Forschungsfeld ausgeweitet hat, mit Instituten, Archiven, Professuren, Studiengängen, Zeitschriften, Fachbüchern und regelmäßigen Konferenzen – kurzum mit einer institutionellen wissenschaftlichen Infrastruktur, wie man sie aus anderen Forschungsgebieten kennt. Das Format einer populären Buchreihe erlaubt es nicht, diese in- und ausländischen Publikationen umfassend zu präsentieren. Gleichwohl soll dieses Buch einen möglichst vielfältigen Einblick in diese neue Historiographie der geheimdienstlichen Tätigkeit geben, die in Deutschland noch wenig rezipiert wird, obwohl insbesondere mit der umfangrei-

chen Forschungsliteratur zur Staatssicherheit der DDR ein wesentlicher Beitrag geleistet wurde.

Während die internationale Forschung überwiegend national und auf einzelne Geheimdienste oder bestimmte Operationen fokussiert ist, habe ich eine davon abweichende Perspektive gewählt, die zugleich chronologisch, politikgeschichtlich und international vergleichend ist. Da kein umfassendes Handbuch, sondern eher ein langer Essay entstehen sollte, mussten einige Weltregionen und wichtige Teilbereiche unberücksichtigt bleiben. Die Inlandsgeheimdienste habe ich nachrangig behandelt, weil die thematische Nähe zu Polizei und Justiz ein riesiges, hier nicht zu bewältigendes Feld eröffnet hätte. Die Wirtschaftsspionage, ob staatliche oder private, blieb weitgehend ausgeklammert, weil auch hier der Kontext, zumeist im Bereich der Technik- und Handelsgeschichte, zu viel Platz eingenommen hätte. Bei der Auswahl der Beispiele standen nicht die hinlänglich bekannten Namen und Episoden der Spionagegeschichte im Vordergrund, da es inzwischen zuverlässige Handbücher und Nachschlagewerke dafür gibt. Im Zentrum sollte vielmehr das historische Verständnis von geheimdienstlicher Tätigkeit in ihren politischen und kulturellen Kontexten stehen.

Viele meiner Überlegungen und Thesen habe ich über die Jahre hinweg mit Fachkollegen im In- und Ausland diskutiert und entwickelt. Der von mir mitgegründete *Arbeitskreis Geschichte der Nachrichtendienste e. V.* (seit 1993, bald danach als *International Intelligence History Association* weltweit bekannt geworden), der *Gesprächskreis Nachrichtendienste in Deutschland e. V.* (gegründet von Wolbert Smidt und Hans-Georg Wieck) sowie zahlreiche wissenschaftliche Konferenzen in den USA, in Kanada, Großbritannien, Frankreich, Italien, Norwegen, Schweden, Israel, Kroatien, Griechenland, Spanien, Polen und in den Niederlanden boten mir wertvolle Anregungen. Auch Gespräche mit ehemaligen und noch aktiven Geheimdienstleuten (einschließlich solchen aus der Sowjetunion und aus Osteuropa) haben mein Verständnis vertieft. Besonders herzlich wurde ich im Kreis der *Amicale des Anciens des Services Spéciaux de la Défense Nationale* in Frankreich aufgenommen. Dafür danke ich André Vabois und Henri Debrun. Wo sonst hätte ich Menschen treffen können, die selbst noch die Résistance im Zweiten Weltkrieg oder die Kriege in Indochina und Algerien erlebt hatten? Von meinen Universitätskollegen und Freunden Ernest May (Harvard University), Loch Johnson (University of Georgia), Christopher Andrew (Cambridge University), Michael

Herman (Oxford University), Jürgen Rohwer (Universität Stuttgart), Jürgen Heideking (Universität zu Köln), Maurice Vaïsse (Sciences Po, Paris) und Pierre Mélandri (Sciences Po, Paris) habe ich besonders viel gelernt. Unter den jüngeren Kollegen nenne ich vor allem Olivier Forcade, Sébastien-Yves Laurent und Floran Vadillo (allesamt Paris). Auch ihnen mein herzlicher Dank!

Der Verlag C.H.Beck und sein Lektor Stefan von der Lahr haben mich in das Abenteuer geschickt, als Neuhistoriker etwas zu Antike und Mittelalter zu schreiben. Meine Studierenden in München, Marburg, Toronto und Paris haben in Vorlesungen und Seminaren lebhaftes Interesse an dieser Thematik gezeigt.

Meine Familie hat mich wunderbar unterstützt. Möge ihr dieses Buch gefallen. Ich bin zutiefst dankbar!

1 Wie und wozu studiert man die Geschichte der Geheimdienste?

Von Winston Churchill stammt der schöne Ausspruch: Wer weit nach vorne in die Zukunft sehen will, muss weit zurück in die Vergangenheit blicken. Damit meinte er nicht, die Archäologen seien die besten Futurologen – obgleich es im Einzelfall zutreffen mag. Er weist vielmehr darauf hin, dass die unmittelbare Vergangenheit nicht hinreichend Anschauungsmaterial liefert, um den historischen Wandel abschätzen zu können. Dem ist hinzuzufügen, dass auch die eigene Erfahrung, die Erfahrung der eigenen Gesellschaft, des eigenen Staates bei weitem nicht ausreicht. Deshalb kann man die aktuellen und künftigen Herausforderungen der Sicherheitspolitik, und damit auch der geheimdienstlichen Tätigkeit, nicht allein mit deutschen Maßstäben und deutschen Erfahrungen studieren.

Gewiss ist ein Feldspion bei Alexander dem Großen von Makedonien mit der heutigen satelliten- und computergestützten Aufklärung kaum auf einen Nenner zu bringen. Doch die Grundprinzipien der Politik, manchmal sogar des Militärischen, sind in den hochdifferenzierten Staaten der Antike und in der heutigen Politik durchaus ähnlich. Vor allem ist der menschliche Faktor, beispielsweise die Spannung zwischen Vertrauen und Misstrauen gegenüber einem Spion, gleich geblieben. Im Verhalten der Menschen gibt es weitaus weniger Veränderungen als in seiner materiellen Umwelt. Und diese menschlichen Verhaltensweisen und Eigenschaften, insbesondere die schlechten wie Machtgier, Habsucht, Neid, Missgunst, Lüge und Untreue, verbinden sich mit dem menschlichen Aggressionstrieb, der zu Krieg und Gewalt führt. Ohne sie zu kennen, vermag man die geheimdienstliche Tätigkeit, samt ihren Abgründen, nicht zu verstehen.

Ein besonders unglaubliches Argument besagt, man könne mit Informationen und Akten von Geheimdiensten nicht arbeiten, weil sich deren Wahrheitsgehalt nicht überprüfen lasse. Hierauf hat die Geheimdienstforschung eine Reihe von überzeugenden Antworten gefunden, die übrigens gar nicht so neuartig sind, wie man vermuten könnte. Denn Ge-

heimdienste sind mit ihrer Verschleierung und Täuschung keineswegs allein auf der Welt. Jeder gute Historiker und Sozialwissenschaftler kennt dieses Problem. Firmen, Gruppen, Religionsgemeinschaften, «Personen der Zeitgeschichte» und einfache Privatleute wollen oftmals in einem ganz bestimmten Licht gesehen werden und wollen verhindern, dass «unangenehme» Informationen über sie ans Tageslicht kommen. Selbst der Finanzkollaps an der Wall Street im Oktober 2008 basierte zu wesentlichen Teilen auf einer derartigen Intransparenz sowie auf einer Irreführung der investitionsbereiten Öffentlichkeit. Es bedarf also keiner *neuen* Methoden, um sich mit den Geheimdiensten zu befassen, sondern es müssen die bewährten mit Akribie und Finesse angewendet werden. Es müssen Fragen gestellt werden, auch wenn die Antworten nicht (oder noch nicht) auffindbar sind. Analysen müssen exakt belegt und begründet werden.

Was sind überhaupt Geheimdienste? Hierzu ist bislang wenig geschrieben worden, was man als Theorie bezeichnen könnte.¹ «Intelligence is information about the enemy», sagt man im Amerikanischen kurz und bündig, aber doch unvollständig. Eine praktische Möglichkeit der Definition besteht in der Fokussierung auf die Inhalte, also auf die Frage: Womit befassen sich Geheimdienste? Hier sind vier unterschiedlich große Bereiche zu nennen: (1) die Beschaffung von Informationen über den Gegner (oft auch über Konkurrenten und Freunde), (2) die verdeckte Beeinflussung, (3) die Abschirmung des eigenen Herrschaftsapparates gegen geheimdienstliche Angriffe und schließlich (4) das Eindringen in die gegnerischen Geheimdienste.

Wenn man die drei hauptsächlichen Bereiche politischer Herrschaft betrachtet:

- 1) die Verteidigung gegen äußere Feinde,
- 2) die Konfliktregelung im Inneren und
- 3) das Steuersystem zur Finanzierung dieser politischen Herrschaft, so leuchtet uns rasch ein, in welcher Weise die Ausübung dieser Macht jeweils von einem bestimmten Wissen abhängig ist. Im Bereich der äußeren Sicherheit bedient man sich der Spionage, also des Diebstahls oder sogar des gewaltsamen Raubes von Informationen.

Mehr als das meiste übrige Regierungswissen ist das geheimdienstliche Wissen interpretationsbedürftig. Zudem muss es sehr sorgfältig auf seine Echtheit geprüft werden, denn die gezielte Irreführung des Gegners durch falsche Informationen, im Französischen spricht man von «Vergiftung»

(*intoxication*), gehört zu den ältesten Tricks der Machtpolitik. Sodann sind die aus der geheimdienstlichen Tätigkeit gewonnenen Informationen zumeist unvollständig. Gleichwohl muss der Herrscher oder ein anderer Entscheidungsträger manchmal rasch handeln. Es bietet sich der Vergleich mit einem Arzt an, der einen Notfall behandeln muss, ohne den Gesamtzustand des Patienten zu kennen. Ein anderer Vergleich wäre der eines kompetenten Kriminalisten, der mit lückenhaften Indizien einen Täter ermitteln und vor Gericht bringen muss. Sherlock Holmes und sein ärztlicher Freund Dr. Watson haben uns diese Kunst der Beweisführung aus spärlichen Indizien vorgeführt.

Nach der Beschaffung, Überprüfung und Analyse von Informationen spielt die Anwendung des gewonnenen Wissens eine wichtige Rolle. Im Amerikanischen spricht man von «actionable intelligence», das heißt von Geheimdienstwissen, das sogleich als Basis für Entscheidungen taugt.² Schließlich wird der Entscheidungsträger bestimmte Aufträge zur Informationsbeschaffung erteilen. Und damit haben wir bereits grob skizziert, was man in der Fachsprache den «intelligence cycle» nennt.

Zur geheimdienstlichen Tätigkeit zählt aber auch, was im engeren Sinn mit dem «intelligence cycle» nichts zu tun hat, weil es sich nicht um Wissen, sondern um Eingriffe in den Herrschaftsbereich des Gegners handelt. Man spricht von «verdeckten Aktionen» (im Englischen zumeist als «covert action», im Französischen als «action» oder «guerre secrète» bezeichnet). Sozialwissenschaftlich könnte man von einer Verhaltensmodifikation sprechen, die mit verdeckter Falschinformation, aber auch durch Begünstigung, Bestechung und Erpressung wichtiger Einzelpersonen oder Gruppen herbeigeführt wird. Heimliche Geld-, Waren- und Waffenlieferungen können ebenfalls im Spiel sein. Zu den verdeckten Aktionen gehört das direkte Eingreifen in politische oder militärische Vorgänge des Gegners, wobei entweder eigenes oder fremdes (zumeist gekauftes) Personal zum Einsatz kommt. Nicht selten bedient man sich religiöser oder ethnischer Minderheiten oder ideologisch motivierter Gruppen – im 20. Jahrhundert sind es typischerweise kommunistische oder antikommunistische Gruppen, je nach der ideologischen Ausrichtung des zu bekämpfenden Gegners. Durch quasimilitärische Kommandounternehmen werden Sabotageakte oder gar Invasionen durchgeführt oder gegnerische Führer ausgeschaltet. Auch der Einsatz von Partisanen oder von maskierten, bewaffneten Kräften kann in diese Kategorie gehören.

Unerlässlich für alle geheimdienstliche Tätigkeit ist die Abschirmung des eigenen Herrschaftsapparates gegen geheimdienstliche Angriffe des Gegners. Es lässt sich leicht denken, warum der geheimdienstliche Angriff auf einen gegnerischen Geheimdienst die beste Möglichkeit darstellt, um nicht nur dessen Staatsgeheimnisse zu ergattern, sondern auch dessen geheimdienstliche Aktivitäten lahmzulegen. Da ein Verräter im eigenen Geheimdienst selbst Profi ist, wird es besonders schwer sein, ihn zu enttarnen. Wer den Roman *Dame, König, As, Spion* von John le Carré kennt, weiß, wie vertrackt dieses zumeist grausame «Spiel» zwischen den Geheimdiensten der Großmächte im Kalten Krieg war.³

Und was sind Spione? Im Lexikon lesen wir, es seien Agenten (des Staates). Doch damit landen wir bei einem schillernden Begriff, denn der Agent einer Versicherung oder eines Reisebüros hat natürlich nichts mit unserem Thema zu tun. Gemeinsam ist ihnen allenfalls, dass sie im Auftrag einer Organisation handeln («agieren»). Wir müssen also beschreibend vorgehen und fragen: Was macht der Spion? Er erkundet das Staatsgeheimnis des gegnerischen Herrschers oder Staates, also den besonders schwer zu beschaffenden Teil des Regierungswissens.

Schwierig ist die für unser Thema sehr wichtige Abgrenzung zwischen dem Spion und dem Verräter. Während der Spion ausgeschickt wird, befindet sich der Verräter bereits dort, wo das Staatsgeheimnis verfügbar ist – also im gegnerischen Machtapparat, beispielsweise in der Umgebung des Herrschers oder in seinem Militär oder Geheimdienst. Sodann gibt es Personen, die den Auftrag des Spions kennen und ihm dabei behilflich sind. Dazu gehören Agentenführer sowie allerlei Personen, die sich um die Informationswege kümmern. Ein Spion, der beispielsweise unter einer falschen Identität lebt, oder ein Verräter im Zentrum des Staatsapparates kann nicht frei herumreisen, mit jedem sprechen und Informationen (vor allem schriftliche) eigenhändig seinem Auftraggeber überbringen. Dafür braucht er Zuträger, vielleicht sogar ein Netzwerk solcher Leute. Aus diesem Grund gibt es «Agentenringe» oder «Spionageringe» von Leuten, die sich gegenseitig decken und unterstützen.

Damit haben wir zwei Umstände benannt, die typisch für die Spionage sind: Erstens ist der Spion auf extreme Weise zwischen Loyalitäten hin- und hergerissen. Gegenüber der eigenen Seite muss er äußerst loyal sein, aber um Verräter zu sein, muss er die Loyalität gegenüber jenen brechen, die ihm in besonderer Weise vertrauen. Zweitens begibt sich der Spion in große Gefahr, weil es Mitwisser gibt. In der Regel kann er nicht tätig wer-

den ohne diese Helfer, die ihrerseits den Spion oder Verräter ans Messer liefern können, beispielsweise um selbst einer Strafe zu entgehen.

Damit erreichen wir die normative Ebene. Wir fragen, ob Spionage oder Verrat ethisch gerechtfertigt ist oder nicht, ob wir ihr mit Verachtung oder mit Respekt begegnen sollen. Die Antwort hängt hauptsächlich von den moralischen Qualitäten des Auftraggebers und des zu bekämpfenden Gegners ab. Nehmen wir beispielsweise die ehemaligen Mitarbeiter des Staatssicherheitsdienstes der DDR (allseits bekannt als Stasi) und jene Personen, welche außerhalb der DDR für die Stasi zu Verrätern wurden. In der öffentlichen Debatte stehen sich konträre Positionen mehr oder weniger unversöhnlich gegenüber. Die einen fordern eine gerichtliche Bestrafung sowie für die Inoffiziellen Mitarbeiter (IM), also die Stasi-Spione im Nebenerwerb, den Ausschluss aus Schlüsselpositionen des öffentlichen Lebens im vereinigten Deutschland. Die anderen, vor allem die ehemaligen Stasi-Leute selbst, nehmen für sich in Anspruch, nur «eine normale Dienstleistung» für einen damals völkerrechtlich anerkannten Staat erbracht zu haben. Manche behaupten sogar, ihr Verrat, ihre Spionage habe dem Frieden im Ost-West-Konflikt gedient. Die deutschen Gerichte räumten nach 1990 in der Tat eine Möglichkeit der legalen «Normalität» für jene ein, die als DDR-Bewohner der Stasi dienten, sofern sie kein unter DDR-Recht strafwürdiges Verbrechen begingen. Demgegenüber wurden Stasi-Mitarbeiter, die auf dem Boden Westdeutschlands tätig waren, strafrechtlich belangt. Das Legalitätsprinzip ließ offensichtlich keine andere Wahl, so sehr man diese Regelung als ungerecht empfinden mag.

Im Unterschied dazu wird man einen gegen das nationalsozialistische Deutschland oder gegen die Sowjetunion oder gegen eine andere Diktatur kämpfenden Spion oder «Verräter» moralisch völlig anders bewerten, da die Prinzipien der Menschlichkeit und des gerechten Friedens übergeordnet sind. Das Widerstandsrecht gegen die Tyrannei ist zumindest im europäischen Rechtsdenken tief verankert. Doch in der historischen Wirklichkeit hat sich dieser Standpunkt nicht immer durchgesetzt, wie ein weiteres politisch-juristisches Beispiel der deutschen Nachkriegsgeschichte zeigt. Zwar wurden die Attentäter des 20. Juli 1944 bereits kurz nach der deutschen Kapitulation zu Helden erklärt. Ihren Familien wurde die besondere Fürsorge der staatlichen Stellen zuteil, jedenfalls in Westdeutschland, doch jene «Verräter», welche den westlichen Geheimdiensten wertvolle Hilfe beim Kampf gegen die NS-Herrschaft leisteten,

blieben von dieser Anerkennung ausgeschlossen. Beispielsweise wurden sie nicht wieder in den diplomatischen Dienst (im Auswärtigen Amt) oder in andere Beamtenlaufbahnen aufgenommen. Die ihnen gezahlten Entschädigungen waren schäbig, wenn sie überhaupt gewährt wurden. Das ist, nüchtern gesehen, kaum verwunderlich, denn selbst Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Mitverschwörer galten den meisten Deutschen als «Verräter» – und zwar noch mehrere Jahrzehnte nach dem missglückten Attentat auf Hitler.

Völlig vergessen blieb der vermutlich erste deutsche Geheimdienstler, der seine Gegnerschaft zu den Nazis mit dem Leben bezahlte, nämlich der im Juni 1934 von der SS ermordete Reichswehr-Generalmajor Ferdinand von Bredow. Er hatte von 1929 bis 1932 die «Abwehr» (den militärischen Geheimdienst) im Reichswehrministerium geleitet. Erst im Mai 2008 brachte man in Berlin eine Gedenktafel für ihn an. Erst jetzt erinnerte auch die Bundeswehr an ihn. Doch ihre Presseerklärung vom 16. Mai 2008 bezeichnete Bredow als «Idealisten der Weimarer Republik» – eine reichlich verschwommene, ja irreführende Charakterisierung dieses bemerkenswerten Mannes. Immerhin erwähnte der Berliner Standortkommandant, dass Bredow zu jenen Reichswehroffizieren gehört habe, die Hitlers Ernennung zum Reichskanzler durch einen Staatsstreich verhindern wollten.

Weil die moralische Qualität der Spionage in vielen Fällen ambivalent ist, kam die Vorstellung auf, Geheimdienste seien elitär zu organisieren. Bei Montesquieu findet man den oft zitierten Spruch, es dürften sich nur «wahre Gentlemen» in dieses Metier begeben. Tatsächlich kamen die Agentenführer oft aus der Oberschicht, weil sie diese Tätigkeit neben ihrem Hauptberuf ausübten, nämlich als Diplomaten, Offiziere, Minister oder hohe Beamte des Hofes – Ämter, die im monarchischen Europa zu meist dem Adel oder einer kleinen bürgerlichen Funktionselite vorbehalten waren. Selbst in den bürokratischen Geheimdiensten des 20. Jahrhunderts finden wir Rekrutierungsmuster, bei denen die Mitglieder bestimmter Universitäten, Eliteschulen oder Studentenverbindungen, im Fall der USA bestimmter Colleges und Anwaltskanzleien, favorisiert werden. Für die DDR-Staatssicherheit galten strenge Rekrutierungsregeln der Kaderpolitik, die nach proletarischer Herkunft, ideologischer Treue und einwandfreier Lebensführung ausgerichtet waren. Das Modell gab auch in dieser Hinsicht die Sowjetunion ab, wie wir noch sehen werden.

2 Geheimdienstliche Tätigkeit in der politischen Vormoderne

Wo suchen wir in der antiken Geschichte nach den Vorläufern der modernen Geheimdienste? Die Antwort könnte so einfach sein: in den Quellen natürlich! Doch die spärlichen Quellen, welche für die Zeit vor drei- oder viertausend Jahren existieren, geben ihr Geheimnis nicht so ohne weiteres preis. Wir müssen nach versteckten Hinweisen suchen.

Die ältesten finden wir in den antiken Großreichen des Nahen und Mittleren Ostens, die den Anspruch eines Universalreiches stellten. Diese Großreiche der Ägypter, Babylonier, Assyrer und Perser waren allesamt religiös begründete Erbmonarchien. Ihre religiöse Fundierung sorgte für eine stabile Herrschaft, sofern die Bevölkerung hinsichtlich ihrer Religion und ihrer ethnischen Zugehörigkeit möglichst einheitlich war. Dort jedoch, wo Territorien anderer Bevölkerungen erobert wurden, stellte sich das Problem der Loyalität. Wurde eine Universalherrschaft angestrebt, so mussten die Eliten dieser fremden Völker entweder integriert oder unterdrückt werden, denn ein Universalreich bedeutete, dass es keine *unabhängige* Herrschaft (damals zumeist ein Königstum) mehr geben sollte – soweit jedenfalls eine geographische Ausdehnung in der politischen Praxis möglich war. Im Extremfall galt es, Aufstände niederschlagen oder, besser noch, sie gar nicht erst entstehen zu lassen. Somit konnte ein Vielvölkerreich nur auf Dauer stabil gehalten werden, wenn das Wissen über eventuelle Bedrohungen möglichst früh, möglichst schnell und möglichst umfassend am Hof des Herrschers verfügbar war. Man kann schlichtweg sagen: kein Großreich ohne Geheimdienst.

Das ägyptische Reich gilt als das früheste Beispiel eines Universalreiches. Nach zahlreichen kriegerischen Verwicklungen mit seinen Nachbarn gelang es zu Beginn des «Neuen Reiches» (ab 1532 v. Chr.), Nubien (es entspricht etwa dem heutigen Sudan) und Äthiopien im Süden sowie Libyen im Nordwesten zu erobern und sodann östlich nach Syrien bis an den Euphrat (im heutigen Irak) und nördlich in die griechische Inselwelt vorzustoßen. Erst in der späten Regierungszeit von Ramses II. (er starb

1213) begann sich dieses Reich aufzulösen, oder besser gesagt, es wurde von den aufsteigenden Großreichen der Assyrer und dann der Perser abgelöst.

Wie war es möglich, ein solches Riesenreich zu regieren, eine solche Vielzahl von Völkern über Jahrhunderte hinweg unter Kontrolle zu halten? Militärische Macht, finanziert durch wirtschaftlichen Reichtum, war gewiss unentbehrlich, doch es mussten weitere Herrschaftsinstrumente hinzukommen, die wir durchaus mit einer modernen Verwaltung vergleichen können. Gouverneure leiteten die einzelnen Provinzen. Sie wurden unterstützt durch örtliche Militärgarnisonen und gaben dem Pharaos Lageberichte, nicht zuletzt über die Loyalität der örtlichen Eliten und Kleinkönige. Königsboten, begleitet durch Militär sowie durch Beamte, reisten quer durch das Reich, um die auferlegten Tribute (Steuern) einzufordern. Zugleich sammelten sie Nachrichten über die Grenzgebiete, die Nachbarvölker und selbstverständlich über die eigene Bevölkerung des Reiches. Sie werden in diversen Inschriften erwähnt. Manchmal heißen sie «erster Wagenlenker seiner Majestät», «Fußbegleiter der beiden Länder» (Ober- und Unterägyptens) und «Boten des Königs in alle Länder». Sie müssen hohe Beamte gewesen sein, doch wir erfahren mehr über ihre Tätigkeit als Tributeintreiber als über ihr Geschäft des Nachrichtensammelns, bei dem sie vermutlich Kontakte zu Handelsleuten, Karawansereien und Schiffskapitänen unterhielten. Fragmente von Logbüchern der Königsboten lassen erkennen, dass sie über jeden wichtigen Brief, jedes Regierungsdokument und alle wichtigen Kontakte Buch führten.¹

Bei wichtigen Ereignissen wie einer Revolte im Süden, über die eine Inschrift in Assuan berichtet, finden wir folgenden Hinweis: «Einer informierte seine Majestät wie folgt: Der jämmerliche Kush [ein Volk im heutigen Nordsudan] hat sich erhoben, doch die unter der Herrschaft des Herrn der beiden Länder stehenden ... Einwohner Ägyptens [ägyptische Siedler in Nubien] bringen ihr Vieh hinter der Mauer in Sicherheit, welches ihr Vater in seinen Feldzügen erbaute ... um die rebellischen Barbaren zurückzuschlagen ...»² Wer konnte dieser «eine» sein, der dem Pharaos Bericht erstattete? Vermutlich ein für derartige Nachrichtenverbindungen Zuständiger, also ein Königsbote. Auch andere Hinweise auf die Herkunft von wichtigen Nachrichten sind nicht spezifischer als «einer», der dem Herrscher berichtet. Sodann sind die Hinweise auf loyale Untertanen oder Bevölkerungen typisch. Sie tauchen immer wieder auf,

um die örtlichen Kräfteverhältnisse anzudeuten. Ähnliche Berichte gibt es über die Unruheherde in Palästina und Syrien.

Ein dichter Quellenbestand zur Diplomatie der Pharaonen existiert für Pharao Amenhotep IV., besser bekannt als Echnaton, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts herrschte und mit Nofretete verheiratet war. Dieser große Reformer von Religion und Gesellschaft erlitt heftige Niederlagen gegen die in Kappadokien (in der Zentraltürkei) ansässigen Hethiter, denen es gelang, Ägypten mehrere Vasallen an der Ostgrenze des Reiches abspenstig zu machen – offensichtlich mit einer raffinierten Politik der Informationssammlung sowie der Beeinflussung, also durch geheimdienstliche Mittel.

Die Hethiter waren geschickt im Umgang mit geheimdienstlichen Mitteln. Ein Bericht über den Feldzug von Ramses II. und die Schlacht von Kadesh (1275 v. Chr.) macht klar, dass die ägyptische Seite von den Bündnissen der Hethiter mit diversen Völkern überrascht war. Zudem ließ sie sich durch zwei verkleidete Spione irreführen, die den Pharao verleiteten, zu rasch auf die Stadt vorzurücken. Erst als zwei weitere hethitische Spione entlarvt und durch brutale Folter geständig gemacht wurden, erkannte die ägyptische Seite, dass sie in einer Falle steckte. Den Hethitern gelang ein Überraschungsangriff über eine Furt hinweg mit 1000 Kampfwagen. Die zweite ägyptische Division wurde im Nu vernichtet. Ramses musste sich mit seinen Truppen zurückziehen. Seine treue Leibgarde konnte gerade noch verhindern, dass der Pharao in Gefangenschaft geriet. Er musste einen Waffenstillstand und den Verlust Syriens akzeptieren.³

Bei der Durchsetzung seiner Herrschaft im Inneren Ägyptens baute der Pharao hauptsächlich auf religiöse Mittel. Er galt als der Sohn des Sonnengottes und wurde durch eine große Priesterkaste gestützt. Gleichwohl gab es «die Augen und Ohren des Pharao». Das waren besonders loyale hohe Beamte unter der Leitung des Vizirs (einer Art Regierungschef), der den Beamtenapparat und das für die Sicherung der Nachrichtenwege zuständige Botenpersonal unter ständiger Beobachtung hielt. Man könnte durchaus von einer Art Geheimpolizei sprechen.⁴

Die Babylonier und Assyrer waren zunächst gelehrige Schüler Ägyptens, doch in einigen Bereichen scheinen sie das geheimdienstliche Handwerk ein erhebliches Stück weiterentwickelt zu haben. Vor allem erkannten sie die große Bedeutung von ausgebauten, kontrollierten Straßen, auf denen die Regierungszentrale sicher mit den Außenposten kommunizie-

ren konnte. In Wüstengebieten wurden Festungen mit zuverlässigen Wasserquellen angelegt. Straßen und Wasserwege wurden von einem königlichen Kurierdienst genutzt, dessen Fäden in der Hauptstadt Ninive zusammenliefen. Diese Informationswege dienten gleichermaßen der Verwaltung, dem Militär und der Diplomatie, die allesamt vom geheimen Nachrichtenwesen profitierten. Bei Kriegszügen wurden Posten mit Feuersignalen aufgestellt, die in Sichtweite voneinander lagen und Kurznachrichten übermitteln konnten. Kuriere überbrachten anschließend die ausführlichen Berichte.⁵ Diese spärlich überlieferten Agentenberichte beziehen sich zumeist auf lokale Verschwörungen und Aufstände in den Randprovinzen des Reiches. Unter diesen bereitete Armenien besonders viel Ärger, da der dortige König immer wieder Oppositionelle und Deserteure aus Assyrien mit Land beschenkte. Die assyrischen Könige bedienten sich ihrerseits einer Politik der gezielten Ansiedlung von zuverlässigen Bevölkerungen. Es könnten mehrere zehntausend Menschen gewesen sein, die zwangsweise umgesiedelt wurden, um Rebellionen zu unterdrücken und Grenzen zu sichern – eine Praxis, die nachfolgend in den Imperien von Rom und Byzanz zur Anwendung kam.

Auch die Perser, deren Reich unter Kyros dem Großen (601–530 v. Chr.) seinen kometenhaften Aufstieg nahm, legten großen Wert auf einen funktionierenden Geheimdienst, dessen Strukturen und Leistungen wir durch die sehr viel reichere Quellenüberlieferung um einiges besser kennen. Der griechische Historiker Herodot, der etwa 100 Jahre später lebte, gibt uns zahlreiche Hinweise auf die persische Technik der Machtentfaltung und -bewahrung. Unter Dareios I. wurde das immense, von Griechenland bis nach Indien ausgedehnte Reich in 20 Satrapien (Provinzen) eingeteilt, in denen jeweils ein Gouverneur (Satrap) mit einem Rat aus persischen Siedlern regierte. Die dort stationierten Truppen unterstanden jedoch dem König, der seinerseits durch eine Leibgarde von 10000 «Unsterblichen» geschützt wurde. Am Hof gab es ein Amt zur Überwachung aller Satrapen und Beamten. Der Amtsträger galt als «das Auge des Königs», den der griechische Militärführer und Schriftsteller Xenophon als Teil eines größeren Systems beschreibt. König Kyros habe viele «Augen» und «Ohren» gewonnen, indem er die Leute mit Geschenken und Ehren überhäufte. «Denn indem er [der König] diejenigen, die ihm wichtige Auskünfte gaben, großzügig belohnte, brachte er viele Leute dazu, ihre Ohren und Augen für alles offenzuhalten, was sie dem König mitteilen konnten, um ihm nützlich zu sein. Darum hieß es auch, der König habe

viele Augen und Ohren. [...] Überall hat man Angst, etwas für den König Nachteiliges zu sagen, als ob er selbst es hörte, oder etwas für ihn Nachteiliges zu tun, als ob er selbst dabei sei. [...] Dieses Verhalten der Menschen ihm gegenüber hatte meines Wissens keinen anderen Grund als seinen Wunsch, kleine Gefälligkeiten mit großen Belohnungen zu vergelten.»⁶

Die persischen Könige schickten hohe Beamte auf jährliche Inspektionsreisen, um die Lage in den Satrapien zu erkunden, und gewiss auch, um die Zuverlässigkeit der Satrapen und ihrer Leute zu überprüfen. Allerdings verfügte das persische Großreich über ein stark verbessertes Straßen- und Kuriernetz, wie Xenophon hinzufügt: «[...] so wird doch deutlich, dass dies die schnellste Möglichkeit für den Menschen ist, auf dem Landweg voranzukommen. Es ist schon eine gute Sache, dass man so schnell wie möglich Nachricht bekommt, um so schnell wie möglich entsprechende Maßnahmen zu ergreifen.»⁷

Herodot berichtet voller Bewunderung über die «Königsstraße», die von Sardis (in der Westtürkei) über Babylon (Bagdad) in die persische Hauptstadt Susa führte. In festen Abständen entlang der Straße befanden sich Festungen, Karawansereien und Kurierstationen. Wenn man sich an die vorgeschriebenen Etappen hielt, ließ sich die Strecke von 13 500 Stadien (entspricht 2511 km) in «genau» [so steht es bei Herodot] 90 Tagen zurücklegen.⁸

Das Nachrichtenwesen der Perser und ihre Königsstraßen riefen bei den griechischen Intellektuellen großes Erstaunen hervor. Herodot, ein Bewunderer des großen Kyros, schreibt über dessen Jugend, der spätere König habe schon als Kind die großen Aufgaben des Reiches unter seinen Spielkameraden aufgeteilt. «Er aber teilte die dazu ein, dass die einen Häuser bauten, andere als Leibwächter dienten und wieder andere Auge des Königs sein sollten. Wieder einem anderen gab er das Amt, ihm Audienzen zu vermitteln [d.h. Botschaften zu überbringen]. So übertrug er einem jeden eine bestimmte Aufgabe.»⁹ Sollte sich diese Szene so abgespielt haben, wäre sie nur ein weiterer Beweis für die Tatsache, dass diese Aufgaben lange vor Kyros zu den wichtigsten unter den Hofbeamten zählten. Die Überwachung der Völkerschaften und der königlichen Bediensteten sowie leistungsfähige Informationswege sind nichts anderes als Chiffren für geheimdienstliche Tätigkeiten, ohne die ein Großreich nicht regierbar war. Die verbesserte Technik der Feuersignale wird von mehreren griechischen Autoren beschrieben, nicht zuletzt vom großen

Dramatiker Aischylos, der selbst an den Schlachten von Marathon und Salamis gegen die Perser teilgenommen hatte. Seine Agamemnon-Tragödie lässt er mit dem Monolog eines Wachmannes auf dem mykenischen Palast beginnen, der nach Feuersignalen über den Fall der Stadt Troja Ausschau hält und dann tatsächlich Agamemnons Gattin Klytaimnestra die freudige Nachricht der Feuerzeichen melden kann.

Sehr aufschlussreich für die Entwicklung eines militärischen Geheimdienstwesens ist der Bericht, den der griechische Militärschriftsteller Xenophon von einem persischen Feldzug des Jahres 401 v. Chr. überliefert. Xenophon hatte zusammen mit etwa 10 000 griechischen Söldnern in einer Schlacht nahe Babylon gekämpft und dabei sogar gesiegt. Doch nach dem Tod des persischen Königs Kyros mussten sich die Griechen möglichst rasch aus dem Staub machen. Xenophon und seinen Leuten gelang tatsächlich dieser Rückzug, quer durch feindliche Gebiete bis an die heutige türkische, damals griechisch besiedelte Schwarzmeerküste bei Trabzon. Fünf Monate dauerte dieser Marsch, für den Xenophon spezielle Erkundungsteams bildete, eine Art von leichter Kavallerie, um feindliche Truppen zu orten und die Stimmung der örtlichen Bevölkerungen zu erkunden. So gelang es, Angriffen und Hinterhalten aus dem Weg zu gehen und die Truppe samt Nachschub voranzubringen. Während die Griechen bis dahin überwiegend Hopliten, also Fußsoldaten, für Spähtrupps benutzt hatten, lieferten berittene Späher rascher ihre Nachrichten.

Alexander der Große

Die Bewunderung der Griechen für die persischen Nachrichten- und Informationsdienste schlug sich schließlich beim größten aller griechischen Feldherren und Eroberer nieder, dem Makedonier Alexander dem Großen. Die Eroberung des Persischen Reiches binnen zehn Jahren, nicht zuletzt sein Feldzug bis nach Indien, wären nicht möglich gewesen ohne eine wohlorganisierte Beschaffung von Informationen über die gegnerischen Truppen, die politische Stimmung unter den fremden Völkern und die geographischen Gegebenheiten, von denen die Versorgungsmöglichkeiten für die Soldaten besonders kritisch waren. Ohne Zweifel baute Alexander auf den Erfahrungen und Praktiken der Perser auf. Ebenso gewiss bediente er sich der Straßen und der übrigen persischen Infrastruktur.

Doch bei einer der großen Entscheidungsschlachten, im November 333 v. Chr. bei Issos (nördlich der türkischen Stadt Iskenderun), wäre es wegen eines schlimmen Versagens seiner Militärspionage beinahe zur Katastrophe gekommen. Alexander erhielt detaillierte Meldungen, nach denen der Perserkönig Dareios III. mit seinem Heer noch weit entfernt sei. In Wirklichkeit waren die beiden Heere, ohne es zu wissen, aneinander vorbeimarschiert, wodurch nun die Perser im Rücken Alexanders standen und beide mit verkehrter Schlachtordnung kämpfen mussten. Im Falle einer Niederlage wäre Alexander der Rückzug abgeschnitten gewesen.¹⁰

Auch bei der dritten großen Schlacht gegen Dareios, im Oktober 331 v. Chr. in Gaugamela (im heutigen Nordirak), waren die Meldungen zunächst falsch. Man sagte Alexander, Dareios sei bereits im Anmarsch, während es sich nur um eine Vorhut handelte. Weitere Falschmeldungen stammten von aufgegriffenen persischen Spionen, die möglicherweise die Makedonier in die Irre führen sollten. Um solchen Fallen zu entgehen, ließ Alexander seinen Vertrauten Laomedon von Mitylene, der des Persischen mächtig war, die sozial Höherstehenden unter den Kriegsgefangenen aushorchen.

Zu allen Zeiten waren Kriegsgefangene eine wichtige Quelle der Militärspionage. Auch für Anwerbeversuche waren sie gut, doch damals wie heute war in einer derartigen Geheimdienstaktion die tatsächliche Loyalität einer solchen Zielperson schwer auszumachen. Ein Beispiel dafür liefert die Geschichte des persischen Agenten Sisenes, der von Dareios an den Hof seines Feindes Alexander geschickt wurde, um dort einen Verwandten des Königs zu einem Mordanschlag zu überreden. (Der Lohn wäre die Königsnachfolge gewesen.) Doch er wurde rechtzeitig enttarnt, zu einem Geständnis gezwungen und hingerichtet. Nach einer anderen Überlieferung soll Sisenes ein Freund Alexanders gewesen sein, der sich verdächtig machte, weil man ihm brieflich eine Aufforderung zum Königs mord überbrachte. Folglich wäre er ein unschuldiges Opfer einer Geheimdienstaktion gewesen. Welche der beiden Versionen ist nun die richtige? Wir wissen es nicht. Beide Versionen könnten der Phantasie der Autoren entstammen. Ihr Interesse scheint vor allem den Intrigen in der Nähe des Helden zu gelten, dem personalisierten Drama.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit war Alexander von misstrauischer Natur. Er ließ die Briefe seiner Soldaten heimlich öffnen und deren Privatgespräche belauschen, um die Stimmung in der Truppe zu erkunden. Doch was die Geheimdienstarbeit in der unmittelbaren Nähe des Königs

angeht, sind die Berichte ebenso dürftig wie widersprüchlich. Offensichtlich hatten die Autoren kaum authentische Informationen gehabt, was zu umso phantasievolleren Ausschmückungen führte. Somit bleibt für uns die Frage, warum die Quellen uns zwar über vielerlei politische und militärische Details informieren, aber kaum über die Geheimdienstarbeit.

Der Althistoriker Jakob Seibert vermutet, dass die antike Historiographie prinzipiell an derartigen Fragen nicht interessiert war. Ihre Berichterstattung war ausschließlich auf die Person des Herrschers fixiert: «Er macht alles, er ordnet alles und er befiehlt alles. Nur gelegentlich treten seine Helfer in Erscheinung.»¹¹ Ihre Leistungen würden zwangsläufig diejenigen der Zentralfigur des Königs verringern. Wären nicht mehr die Eingebung der Götter, das Charisma und die Tapferkeit des Helden für eine glückliche Entscheidung, gar für einen Schlachtensieg verantwortlich, sondern ein Netzwerk von Informanten und Experten, so könnte man schwerlich die Geschichte als Heldenepos erzählen. Hierin dürfte ein wichtiger Grund liegen, warum sich die geheimdienstliche Tätigkeit – in unserem modernen Verständnis – so schwer in den antiken Quellen fassen lässt.

Sehr viel besser ist die zum Teil akribische Buchführung über den offiziellen Briefverkehr, die nach der Aufspaltung des Alexanderreiches in den Nachfolgedynastien erhalten blieb. Aus dem Ägypten der Ptolemäer ist beispielsweise das Logbuch eines Kurierbeamten aus dem Jahr 255 v. Chr. erhalten, das deutlich erkennen lässt, wie sorgfältig der offizielle Kurierverkehr und somit das Management von königlichen Dokumenten und Nachrichten organisiert war. Besonders wichtige Dokumente wurden durch Sonderkuriere befördert und durch besondere Polizeibeamte bewacht. Heute würden wir sagen, es handelte sich um die Geheimregistratur sowie um die Beförderung von Verschlusssachen. Dabei ist zu beachten, dass die Kuriere damals nur Regierungssachen, also keine private Post, beförderten. Deshalb ist bemerkenswert, mit welchen Sicherheitsvorkehrungen besonders wichtige Dokumente und Informationen geschützt wurden.¹²

Um Geschwindigkeit ging es auch bei den verbesserten Feuersignalen, die wir bei dem Militärtheoretiker Aeneas im vierten Jahrhundert finden. Allerdings kennen wir seine Überlegungen hauptsächlich durch den griechischen Historiker Polybios (200–120 v. Chr.). Nachfolgend wurden diese Signale mit Buchstaben verbunden. Dabei wurde das Alphabet in fünf Tafeln zu je fünf Buchstaben aufgeteilt. Das erste Signal nannte die

Tafel, das zweite die Position des Buchstabens auf der Skala von eins bis fünf. Damit konnten nicht nur beliebige Wörter gesendet werden, sondern diese ließen sich auch verschlüsseln.

Erst bei den Römern erfahren wir mehr über die Weiterentwicklung und den Gebrauch verschiedener Signaltechniken. Es besteht aber kein Zweifel, dass das römische Universalreich in hohem Maße von den militärischen Karten, Erkundungstechniken und Techniken der Nachrichtenübermittlung profitierte, welche die vorangegangenen östlichen Reiche benutzt hatten.

Rom – ein Großreich ohne Geheimdienst?

Zu Beginn ihrer Expansion scheint die Geheimdienstarbeit bei den Römern noch wenig Interesse gefunden zu haben. Bis zum Ende der Republik gab es weder einen organisierten Geheimdienst noch ein ausgebautes System von Kurieren, das dem persischen vergleichbar gewesen wäre. Offensichtlich mussten die römischen Feldherren improvisieren, Informanten je nach Bedarf anheuern, Kriegsgefangene und Deserteure befragen und sich bezüglich der Kenntnisse über fremde Völker und Territorien auf das Wissen der jeweiligen Verbündeten verlassen. Weitere Informationsquellen stellten die weitverstreuten römischen Siedler dar sowie die privaten Handelsleute, Investoren und Seefahrer. Bemerkenswert ist somit, dass sich die römische Politik in einem solchen Ausmaß ihren wechselnden Bundesgenossen und den Interessen wohlhabender Privatleute anvertraute und dass die politische Spitze mit den Truppenführern nicht über wohlorganisierte, gesicherte Verbindungen kommunizieren konnte, wie es in den östlichen Imperien der Fall gewesen war.

Dabei war das Fehlen eines staatlichen Geheimdienstes lange vor der imperialen Expansion Roms spürbar. Bereits in den Kriegen mit den Etruskern kam es immer wieder zu Überraschungsangriffen, die eventuell vermeidbar gewesen wären. Man kennt die legendären Gänse des Kapitols, welche die schlafenden Verteidiger im Juli 387 v. Chr. weckten, als die Gallier im Begriff waren, die Mauern zu erklimmen. Die Gänse waren übrigens nicht als Wächter dort stationiert, sondern galten als heilige Begleiter der Göttin Juno, der Gemahlin Jupiters, für die es im Kapitol einen Tempel gab. Nüchtern gesagt, hatten die Römer mehr Glück als Verstand in dieser Episode.

In den Konflikten und Kriegen mit den Phöniziern, insbesondere mit der Handelsmetropole Karthago (nahe dem heutigen Tunis), hatte es Rom erstmals mit einem Gegner zu tun, der ein weit überlegenes Nachrichtensystem unterhielt. Für ein Volk der Seefahrer und Fernhändler waren Informationen sowie deren rasche, sichere Übermittlung ein unverzichtbares Mittel zum Erfolg. Dabei waren die Phönizier offensichtlich bestrebt, von anderen Kulturen zu lernen. Viele ihrer technischen Fähigkeiten, aber auch ihre politisch-gesellschaftliche Kultur, lassen sich auf Vorgänger vor allem im östlichen Mittelmeerraum zurückführen.

Im Konflikt mit Rom ging es letztlich um die Hegemonie über das gesamte Mittelmeer, doch anfänglich stand Süditalien, vor allem Sizilien, im Mittelpunkt, wobei sich die Punier – die römische Bezeichnung für die Phönizier – ihrer Stützpunkte in Spanien bedienten. Aus Spanien bezogen sie wichtige Rohstoffe wie Zinn und Silber. Ihre Techniken der Metallverarbeitung waren herausragend. Einzigartig war ihr Atlantikhandel, mit dem sie aus Westafrika Gold und vermutlich aus Westspanien und von den Britischen Inseln Zinn kauften. Denkbar wäre sogar, dass sie bis nach Amerika gekommen sind. Doch im Konflikt mit Rom ging es um Süditalien, dessen Kontrolle die Römer für unverzichtbar hielten. Ohne viel Übertreibung könnte man die nachfolgende Ausweitung des römischen Herrschaftsbereiches, also das spätere Imperium Romanum, als ein Ergebnis dieser Politik der Absicherung bezeichnen. Um Rom und seine sich über das Mittelmeergebiet ausdehnenden Siedlungs- und Wirtschaftsinteressen zu sichern, mussten immer weiter ausgreifende Feldzüge unternommen, immer neue Gegner und Rivalen bekämpft werden. Dabei ist selbstverständlich die Vorstellung einer gleichsam aufgezwungenen Expansion bereits Teil der römischen Staatsideologie gewesen.

In diesem Denken war die Auseinandersetzung mit keinem der Gegner Roms so heftig, so brutal wie mit den Karthagern, deren Kultur bekanntlich im Dritten Punischen Krieg 146 v. Chr. ausgelöscht wurde. Deshalb sind wir über die Karthager nur aus römischen Berichten informiert, die sich durch spärliche archäologische Funde ergänzen lassen. Diese Einseitigkeit der Überlieferung gilt es auch im Hinblick auf das geheime Nachrichtenwesen und die Kriegsführung der Punier zu bedenken. Die verzerrte Sichtweise beginnt schon mit den Größenverhältnissen der Kontrahenten, die in der römischen Historiographie als gleich dargestellt werden. In Wirklichkeit war jedoch Karthago deutlich unterlegen. Umso offensichtlicher war, in welchem Ausmaß das militärische Geschick und

die überlegene Beschaffung von Geheimnachrichten sowie deren rasche Weitergabe den für Karthago zunächst günstigen Kriegsverlauf bestimmten.¹³

Im Mittelpunkt der römischen Betrachtung stand Hannibal, der mit der Eroberung von Sagunt (nördlich des heutigen Valencia an der spanischen Mittelmeerküste) 219 v. Chr. den ersten Krieg mit Rom auslöste, weil Karthago damit angeblich einen Vertrag gebrochen hatte. Hannibal nutzte die vielfachen Verbindungen Karthagos, um vor allem die griechisch besiedelten Städte in Südalien, aber auch im heutigen Spanien und in Südfrankreich zum Kampf gegen Rom zu mobilisieren.

Möglicherweise brachte Hannibal in Erfahrung, dass die Römer über eine in Spanien lokalisierte Kriegsführung nicht hinausdachten. Selbst seine Überquerung der Pyrenäen diente ihnen noch nicht als Warnung, dass sich das punische Heer in Eilmärschen in Richtung Norditalien bewegte und noch vor Wintereinbruch die abenteuerliche Passage über die (heute französischen) Alpen in das (heute italienische) Aostatal schaffte. Diese logistische Meisterleistung war nur durch zahlreiche Hilfeleistungen der örtlichen Bevölkerungen möglich, die hier ebenso auf eine Demütigung Roms hofften wie in der Po-Ebene, wo es Hannibal gelang, seine geschwächten Truppen mit frischen keltischen Söldnern aufzufüllen. So war es also nicht so sehr die mitgeführte Logistik als die geheimdienstliche Aufklärung und Beeinflussung der angetroffenen Bevölkerungen, welche diese strategische Überraschung gegen die römische Politik ermöglichte.

Der römische Senat hatte noch Agenten (*Legati Romani* = Gesandte) nach Spanien und zu den Galliern entsandt, um die Bündnistreue zu Rom zu festigen. Doch wie der Historiker Livius berichtet, habe man den Römern in Gallien erklärt, man habe kein Interesse, das eigene Land zum punisch-römischen Kriegsschauplatz zu machen.¹⁴ Hannibals Agenten waren offensichtlich schneller gewesen, wie die Römer von griechischen Kolonisten im südfranzösischen Massilia (Marseille) erfuhren. Hannibal, so sagte man ihnen, habe die gallischen Führer heftig bestochen, vor allem mit Gold. Als Publius Cornelius Scipio mit 60 Schiffen, 10 000 Fußsoldaten und 700 Pferden in Marseille ankam, um sich Hannibal in den Weg zu stellen, war dieser bereits vorbeimarschiert. Es kam noch zu einem Scharmützel berittener Kundschaftertruppen von beiden Seiten, doch Hannibal, der über die römischen Truppen Bescheid wusste, verhinderte eine Schlacht.

Beim anschließenden Feldzug in Italien gelang es Hannibal immer wieder, die römischen Feldherren über seine militärischen Winkelzüge in die Irre zu führen. Er muss ein ergiebiges Netzwerk von Spionen gehabt haben, die ihm direkt aus den römischen Feldlagern Berichte lieferten. Zudem ließ er einzelne hochgestellte Kriegsgefangene frei, insbesondere solche aus Capua und Tarent, die in ihrer Heimat auf eine Ablösung von Rom hinwirken sollten. Wo immer möglich, machte er sich schwelende Konflikte zunutze und führte somit einen eminent politischen Krieg, bei dem es nicht auf die Zerstörung der Stadt Rom, sondern der verbündeten und unterworfenen Städte und Stämme ankam. Deshalb lenkte er seine Truppen östlich des Apennin nach Cannae, dem damals wichtigsten Versorgungshafen für Rom an der Adriaküste, wo er 216 v. Chr. einen bedeutenden Sieg errang.

Statt nun aber mit seinen geschwächten Kräften gegen Rom anzurennen, gelang ihm ein diplomatischer Durchbruch, indem er die Stadt Syrakus, genauer gesagt den neuen Regenten Hieronymos, zum politischen Seitenwechsel bewegte. Tarent begab sich ebenfalls auf dem Verhandlungsweg ins politische Lager des Puniers. Allerdings verlor er die Stadt Capua wieder, die sich die Römer trotz einer Fülle von geheimdienstlichen Tricks nicht entreißen ließen. Hannibal hatte allerlei Gerüchte ausgestreut. Mit Soldaten, die als Römer verkleidet waren, suchte er die gegnerischen Truppen zu verwirren. Sogar einen Marsch auf Rom täuschte er vor. Doch nun versuchten ihn die Römer mit seinen eigenen Mitteln zu schlagen. Ein Beispiel berichtet Livius aus den Kämpfen im Jahr 208 v. Chr. nahe Venusia (am Golf von Tarent), wo der römische Konsul Marcus Claudius Marcellus fiel. Hannibal besorgte sich sogleich dessen Siegelring, um damit gefälschte Briefe anzufertigen. Einen davon schickte er mit einem verkleideten Agenten, um der romfreundlichen Stadt Salapia (in Apulien) den angeblichen Einmarsch des Konsuls anzukündigen. Doch der zweite Konsul, Titus Quinctius Crispinus, kannte diese Kriegslist und ließ sogleich in den umliegenden Städten vor gefälschten Marcellus-Briefen warnen. Als dann römische Überläufer in der Stadt eintrafen und sich als Vorhut des Konsuls ausgaben, wurden sie hinter den Stadtmauern umgebracht.

Hannibals Stern war im Sinken begriffen. Dem nur 25-jährigen Publius Cornelius Scipio, der später unter dem Beinamen «Africanus» berühmt wurde, war es im Jahr zuvor gelungen, im Handstreich das punische Hauptquartier Carthago Nova (Cartagena in Spanien) einzunehmen,

das in jenem Moment unzureichend militärisch abgesichert war. Nun hatten die Römer ein Faustpfand, nicht zuletzt hochrangige Geiseln, mit denen die spanischen Verbündeten Karthagos bedrängt werden konnten. In Karthago schwand die Unterstützung für Hannibals Kriegszüge. Am Ende forderte Rom seine Auslieferung, der er sich durch eine waghalsige Flucht entzog.

Nach der Vernichtung Karthagos richtete sich die römische Expansion vollends nach Osten, wo 168 v. Chr. das Makedonische Reich zerbrochen war. Nacheinander fielen Griechenland samt Kleinasien, Syrien und schließlich Ägypten unter die römische Herrschaft. Damit intensivierte sich der Austausch mit den Nachfolgern der vormaligen östlichen Universalreiche. Die Römer fanden politische und administrative Praktiken vor, die sie oftmals übernahmen oder doch mit Interesse studierten. Während zunächst noch kein zentraler staatlicher Nachrichtendienst entsprechend den östlichen Vorbildern eingerichtet wurde, spielten private Meldungen von Kaufleuten und Spekulanten eine zunehmende Rolle für die römische Politik. Man könnte von einer Art Wirtschaftsspionage sprechen, die vornehmlich privaten Zwecken diente, obgleich die Meldungen oft genug politischer Natur waren.

Diese Praxis war keinesfalls neu. Wie Polybios berichtet, enthielt der zweite römisch-punische Vertrag von 348 v. Chr. eine Klausel, welche festlegte: «Über dieses Vorgebirge [welches unmittelbar vor Karthago gen Norden liegt] hinaus nach Süden wollen die Karthager ein für alle Mal nicht, dass die Römer mit Kriegsschiffen fahren [...]. Wenn aber jemand durch Sturm oder Feinde gewaltsam dorthin verschlagen wird und irgendetwas braucht, was zum Opfern oder zur Ausbesserung seines Fahrzeugs nötig ist, so soll er dies, außerdem aber nichts nehmen dürfen, und die Gelandeten sollen gehalten sein, sich innerhalb von fünf Tagen wieder zu entfernen. Nach Karthago aber und ganz Libyen diesseits des Schönen Vorgebirges sowie nach Sardinien und Sizilien, soweit es karthagisches Hoheitsgebiet ist, ist es den Römern zu Handelszwecken erlaubt zu fahren, und ihre Rechte versprechen die Karthager ihnen ... zu gewährleisten.»¹⁵ Man kann diesen Vertragstext sehr wohl als ein Stück Spionageabwehr begreifen, wobei der Akzent auf dem römischen Kaufmann erkennen lässt, dass die Punier als das ältere Handelsvolk derartige Praktiken stärker fürchteten.

Zu einem fürchterlichen Gemetzel kam es im Jahr 88 v. Chr. in Pontus, dem Reich des Mithridates, an der südöstlichen Schwarzmeerküste.

Durch allerlei Intrigen und Winkelzüge hatte sich dieser in die römische Politik eingemischt. Er suchte sich der römischen Expansion entgegenzu stellen und seinen eigenen Herrschaftsbereich zu erweitern. Dabei hetzte er griechische Siedler gegen die römischen auf und ließ mit einem Schlag 80 000 Römer und Italiker ermorden. Offensichtlich wollte er damit dem römischen Einfluss ein Ende setzen oder, um es im Kontext der Geheimdienstgeschichte auszudrücken, sich der «fünften Kolonne» des Römischen Reiches entledigen.

Das gelang ihm nicht zuletzt deswegen, weil er über sichere Wege für Geheiminformationen verfügte. Der Historiker Appian von Alexandria berichtet in seiner *Römischen Geschichte*: «In dieser Zeit [ließ] Mithridates [...] in geheimen Schreiben seine sämtlichen Satrapen und Stadtkommandanten wissen, sie sollten den dreißigsten Tag abwarten und dann alle zugleich gegen die bei ihnen lebenden Römer und Italier, sie selbst und ihre Frauen und ihre Kinder und alle Freigelassenen, soweit italischer Herkunft, vorgehen; nach der Ermordung sollten sie die Leichen unbeerdigt liegen lassen [...]. Und jedem, der es wagen sollte, die Toten zu begraben oder Lebende zu verbergen, kündigte er Strafe an, während er bei Anzeige und Tötung versteckter Personen Belohnungen in Aussicht stellte. Sklaven, die ebenso mit ihren Herren verfuhren, versprach er die Freiheit, Schuldner gegenüber ihren Gläubigern in solchen Fällen den Erlass ihrer halben Schuld.»¹⁶ Die Römer waren entsetzt, brachten es jedoch zwei Jahrzehnte lang nicht fertig, diesen Massenmörder zur Verantwortung zu ziehen, wie Cicero im Jahr 66 v. Chr. in einer berühmten Senatsrede kritisierte.

Interessanterweise wurde Cicero durch drängende Briefe von Kaufleuten und Kolonisten zu dieser Anklage motiviert. «Jeden Tag kommen Briefe aus [Klein-]Asien an unsere guten Freunde, die römischen Ritter, die sich große Sorgen machen um die großen Beträge, welche sie dort investiert haben ...» Offensichtlich waren derartige Privatbriefe eine wichtige Informationsquelle für die Politik, wichtig genug, um Ciceros Forderung zu untermauern, dass Gnaeus Pompeius entsandt werden müsse, um endlich der Herrschaft des Mithridates ein Ende zu bereiten. Pompeius, der Verbündete und Schwiegersohn Caesars und dessen späterer Gegenspieler, gelang es nicht nur, das römische Imperium noch weiter nach Osten auszudehnen, sondern auch im Mittelmeer die Seeräuberei weitgehend zu beenden. Wie Cicero schrieb, hatte die Seeräuberei zeitweise dazu geführt, dass Rom außerstande war, irgendwelche privaten

oder öffentlichen Geschäfte über das Meer hinweg zu betreiben: «Soll ich vorbringen, dass die See für die Kaufleute nicht sicher war, wenn zwölf Liktorenbeile [d.h. zwei Prätoren, die von je sechs Liktoren begleitet waren] in die Gewalt der Piraten fielen?»¹⁷ Kurzum, die politische Zentrale war von ihren Außenstellen regelrecht abgeschnitten. Für ein Weltreich war das ein unhaltbarer Zustand.

Und dann kam Caesar, der erkannte, dass die römischen Institutionen der Situation eines Weltreiches nicht mehr angemessen waren. Mit Brachialgewalt wollte er Rom eine neue politische Ordnung geben. Dabei fällt auf, dass ihm die Beschaffung und das Management von Informationen über fremde Völker, nicht zuletzt über die von Rom regierten oder doch kontrollierten Völker, als zentrale Aufgabe galt.

Was jeder Lateinschüler als den Anfang von Caesars Buch über den Gallischen Krieg kennt – «Gallia est divisa in partes tres ...» – ist typisch für Caesars Denkweise. Geographie, die Kenntnis der Sitten und Gebräuche, des gesellschaftlichen Aufbaus, des politischen Denkens der gallischen Stämme – diese für seine politische Strategie so bedeutenden Informationen, die wir als politisch-militärisches Lagebild bezeichnen können, stellt er an den Anfang seiner Darstellung. Aber er streut sie auch in die nachfolgende Ereignisgeschichte seines Eroberungsfeldzuges ein. In schlichten Worten, die komplexen Sachverhalte knapp zusammenfassend, sind seine Lageberichte erkennbar das Destillat aus vertraulichen Quellen, aus Hintergrundgesprächen mit gallischen und germanischen Kollaborateuren und aus Berichten von ausgeschickten Feldspionen.

Nach der Eroberung Galliens, also des heutigen Frankreichs, nahm sich Caesar die Britischen Inseln vor, von denen widerspenstige gallische Stämme immer wieder militärische Unterstützung bezogen hatten. Mit der Eroberung Britanniens wollte er sozusagen das Rückzugs- und Nachschubgebiet der gallischen «Terroristen» ausschalten. Doch die Römer, einschließlich Caesars, wussten kaum etwas über diese «Insel, an die man wegen ihrer Größe nicht glauben wollte», wie Plutarch schreibt, welche die römischen Schriftsteller zu den wildesten Spekulationen anstiftete.¹⁸ Wie Caesar behauptete, kannten selbst die Händler nur die Häfen und allenfalls die britische Kanalküste. Er hatte in sein Hauptquartier diverse Händler einbestellt, doch aus ihren Berichten «[...] konnte er [...] nicht in Erfahrung bringen, wie groß die Insel sei, welche und wie große Völkerschaften sie bewohnten, welche Kriegserfahrung und Sitten sie hätten

oder welches die für die Aufnahme einer Vielzahl größerer Schiffe geeigneten Häfen seien».¹⁹

Wie Caesar wissen musste, würde die Befragung der Händler nicht geheim bleiben. Die Nachricht verbreitete sich bei den Völkernschaften auf beiden Seiten des Ärmelkanals. Schließlich beauftragte er einen rom-freundlichen Gallierhäuptling mit einer diplomatischen Mission. Es war die übliche römische Suche nach kooperationswilligen Eingeborenen. So-gar unter den kampflustigen «belgischen» Stämmen fand sich ein Bündniswilliger. Zusätzlich ließ er durch einen Offizier passende Strandabschnitte für eine militärische Landeoperation erkunden.

Caesar schreibt, dass die Gallier ihre Nachrichtenbeschaffung auf ganz ähnliche Weise betrieben hätten. Auch sie hätten alle Reisenden aufgehalten und gründlichen Befragungen unterworfen. «In den [gallischen] Staaten, von denen es heißt, dass sie besonders zweckmäßig verwaltet werden, gibt es die gesetzliche Verordnung, dass jeder sofort der Obrigkeit meldet, was er über Staatsangelegenheiten von den Grenznachbarn gerüchte-weise gehört hat, und es keinem anderen mitteilt.» Dabei wussten sie sehr gut um die Gefahr der falschen Gerüchte sowie der gezielten Fehl-informationen. In einigen Stämmen durften deshalb die Privatpersonen keine Informationen publik machen. Sie mussten an offiziell beauftragte Personen Bericht erstatten, und nur diese Personen durften entscheiden, welche Nachrichten zur Verbreitung geeignet waren.²⁰ Informations-steuerung durch die politische Führung dürfte nicht nur dem inneren Zusammenhalt der Stämme gedient haben, sondern auch der Abwehr von Feindpropaganda und von gegnerischer Spionagetätigkeit. In seinem *Gallischen Krieg* berichtet Caesar immer wieder Episoden, in denen er durch gallische Spione und durch die Schnelligkeit der militärischen Nachrichtenübermittlung überrascht oder gar ausgetrickst wurde.

Dabei wusste Caesar sehr genau, dass die Wirkung von Nachrichten, ob geheime oder öffentliche, von der Geschwindigkeit und Sicherheit abhing, mit der sie befördert wurden. Im römischen Bürgerkrieg, den er durch seinen Vorstoß über den Rubikon ausgelöst hatte, kam es zu einem regelrechten Wettstreit, wer bestimmte Nachrichten, vor allem Sieges-meldungen, schneller nach Rom leiten und damit zur maximalen politi-schen Wirkung bringen konnte. Bei der großen Entscheidungsschlacht von Pharsalos in Thessalien (heute Farsala) am 9. August 48 v. Chr. über die Truppen des Pompeius verfügte Caesar über die vermutlich erste rö-mische Reiterstafette, die er vorab in bestimmten Abständen entlang des

Meldeweges postiert hatte. In Rekordzeit erreichte die Nachricht von Caesars Sieg die Stadt Messina, welche durch die Flotte des Pompeius bedroht wurde. Die Verteidiger der Stadt hielten durch.²¹

Doch zu einer dauerhaften Einrichtung wurde ein fest etablierter, vom Staat finanziert Botendienst für die Übermittlung von Nachrichten und Dokumenten erst unter Octavian, dem Großneffen und Adoptivsohn Caesars, den man später Kaiser Augustus nannte. Wie viele erkannte er, dass die römische Politik einer Wende bedurfte, um die Herrschaft über ein Großreich effizient ausüben zu können. Bereits im ägyptischen Alexandria, wo er Marcus Antonius besiegt hatte, interessierte er sich für den königlichen Kurierdienst und die Verwaltung von Geheimdokumenten bei den Ptolemäern, also im Reich der Königin Kleopatra VII., mit der sein Rivale Marcus Antonius verheiratet war. Sueton schrieb dazu in der Augustus-Vita: «Damit ihm [Octavian] umso schneller und sofort berichtet werden und er informiert werden konnte, was sich in jeder Provinz ereigne, verteilte er zunächst junge Leute, später Wagen, in gehörigen Abständen auf den Heerstraßen. Das schien umso treffender, damit eben die, die die Mitteilungen von Ort und Stelle überbrachten, auch befragt werden könnten, wenn irgendwelche Rückfragen notwendig seien.»²²

Diese Bemerkung macht die enge Verknüpfung von Kurierverbindungen und Nachrichtenbeschaffung deutlich. Bemerkenswert ist jedoch, dass Octavian das alte römische System der örtlichen Beschaffung der Pferde und Kutschen von Privatleuten beseitigte, welches die Beförderung von Staatspapieren und -boten von den örtlichen Umständen und Launen abhängig machte. Mit dem neuen «*cursus publicus*», einer Staatspost, die durch Bürgersteuern finanziert wurde, folgte er den institutionellen Vorbildern des Ostens, welche beispielsweise Xenophon vom persischen Kurierdienst festgehalten hatte. Es ist aber nicht gesichert, wie weit Octavian mit diesen Vorläufern tatsächlich vertraut war. Bekannt ist, dass er von den ptolemäisch-ägyptischen Institutionen beeindruckt war, die für bestimmte neue Steuern und vor allem für die staatliche Statistik zum Vorbild wurden. Letztere kennen wir aus der Weihnachtsgeschichte des Neuen Testamentes, denn Josef und die hochschwangere Maria mussten sich wegen der Steuereinschätzung für Kaiser Augustus auf die beschwerliche Reise nach Bethlehem begeben.

Ebenso dürfte Octavian die Institution der «*vigiles*» von den Ägyptern übernommen haben, eine Art Feuerwache, die sich jedoch rasch zu einem Informantennetzwerk entwickelte, das alle für die öffentliche Sicherheit

gefährlichen Strömungen und Personen meldete. Sie bestand anfänglich aus 3500 freigelassenen Sklaven, die in sieben Kohorten kaserniert wurden. Somit war sie eine Art innerer Geheimdienst, der in Krisen als schnelle Eingreiftruppe verwendbar war.

Der zu Beginn des zweiten Jahrhunderts regierende Kaiser Hadrian, in der britischen Geschichte als Erbauer der nordenglischen Hadriansmauer gegen die unbezwingbaren Caledonier (Schotten) bekannt, könnte der Initiator einer neuen Spielart von römischer Geheimpolizei, der *frumentarii*, gewesen sein. Dieser Begriff tauchte bereits früher als Bezeichnung für Getreidehändler auf, welche die Städte und die Armee versorgten. Mehr und mehr wird damit die Lebensmittelversorgung der Soldaten bezeichnet. Ältere Quellen, beispielsweise Caesar, benennen Soldaten, die auf Erkundung geschickt oder als Spione gegen vermutete Feinde im Inneren eingesetzt werden, als *speculatores* oder *exploratores*, wobei diesen neben der Informationsbeschaffung auch schmutzige Aufträge wie die Beseitigung von unliebsamen Personen erteilt werden. Im heutigen Geheimdienstjargon spricht man von «wet jobs». Man kann sich denken, wie unbeliebt die *speculatores* waren, die oftmals der persönlichen Leibgarde des Kaisers, den Prätorianern, angehörten. Diese Leibgarde wurde 312 durch Kaiser Konstantin I. aufgelöst, vielleicht um den römischen Geheimdienst aus der Schusslinie der Kritik zu ziehen.

Kaiser Hadrian setzte die *frumentarii*, die es in allen Legionen gab, für geheimdienstliche Zwecke ein. Als eine Art Versorgungseinheit der Truppe kamen sie viel unter die Leute, waren auf Märkten, in Städten sowie in Häfen unterwegs und konnten somit «nebenbei» Informationen sammeln. Aber auch sie fielen rasch in Ungnade bei den Römern, wie Kaiser Macrinus zu spüren bekam, als er Marcus Oclatinus Adventus in den Senat schickte. Dieser Mann war zuvor Chef der *frumentarii* und Präfekt der Prätorianer gewesen. Wie Cassius Dio in seiner *Römischen Geschichte* berichtet: «[...] dieser Mann [hatte] in der Söldnertruppe gedient und die Aufgaben von Henkern, Kundschaftern und Centurionen versehen [...].»²³ *Frumentarii* sollen auch einige der berüchtigten Zwangsarbeitslager geleitet haben.

Eine führende Rolle spielten sie bei der Christenverfolgung. In lebhaften Worten beschreibt Eusebius von Caesarea in seiner Kirchengeschichte die Verfolgung von Christen durch *frumentarii* auf Befehl des Kaisers Decius. Der heilige Cyprian, er war Bischof von Karthago, beschreibt, wie er durch *frumentarii* verfolgt, doch mit einer List seiner Glaubensge-

nossen gerettet wurde. Ähnliches finden wir in den Märtyrerberichten, wobei oft nur von Soldaten die Rede ist. Es dürfte sich jedoch um *frumentarii* gehandelt haben, die als Spezialtruppe jeder Legion angefügt wurden. Sie hatten das Recht, vermeintliche Spione auf der Stelle zu töten.²⁴ Wohl zur besseren Tarnung wurden die *frumentarii* oft mit Kurier- oder Botendiensten betraut oder übernahmen den Dienst von *tabellarii*, also von Privatboten.

Als Rom mehr und mehr zu einer orientalischen Monarchie verkam, in der die politische Macht hauptsächlich der eigenen Herrschaftssicherung und dem eigenen Profit der Spitzenleute diente, nutzte man die *frumentarii* in entsprechender Weise. Im Bürgerkrieg nach 235 n. Chr. wurden die Zustände so schlimm, dass Kaiser Diokletian die *frumentarii* abschaffte – eine Entscheidung, die viel Applaus fand. Doch ganz ohne Geheimdienst und Geheimpolizei ging es offensichtlich nicht, und so schuf man die *agentes in rebus* (vielleicht als Beauftragte in besonderer Mission zu übersetzen), eine Sondertruppe im kaiserlichen Haushalt unter der Leitung des *magister officiorum*, des mächtigsten Hofbeamten (neben dem Präfekten der Prätorianer), dem unter anderem die Kurierdienste unterstanden. Später koordinierte dieser Beamte auch die Dolmetscher und Übersetzer, was einige Amtsinhaber zu einer Art Außenminister werden ließ.

Die Militär- und Auslandsspionage der römischen Kaiserzeit blieb allerdings dürftig ausgestattet, jedenfalls auf Seiten des Staates. Zwar hatte man an den Reichsgrenzen örtliche Beobachtungsstellen, um gegen Überraschungsangriffe gefeit zu sein, doch eine ausgedehnte, systematische Erfassung geographischer und politisch-kultureller Informationen über die Völkerschaften außerhalb des Reiches gab es nicht. Entsprechende Schriften finden wir hingegen bei den Griechen und bei Kaufleuten. Es sei nur der griechische Universalgelehrte Claudius Ptolemäus genannt, dessen *Geographia* wegweisend wurde. Dort schreibt er von Kaufleuten, die über Karawanenrouten nach China bereits im zweiten Jahrhundert Seide importierten.

Byzantinische Weltpolitik und ihre Geheimdienste

Deutlich mehr Interesse an den «Barbaren», also den fremden Völkern, zeigten die byzantinischen Kaiser. In einem Dekret von 319 nennt Kaiser

Konstantin erstmals die *agentes in rebus*, die als Soldaten galten, jedoch in einer eigenen *schola* (Spezialtruppe) organisiert waren. Ihre Zahl variierte stark. Kaiser Julian reduzierte sie wegen heftiger Proteste auf 17. Andere Kaiser hielten weit über tausend dieser Elitesoldaten, für deren Posten es lange Wartelisten von Bewerbern gab.²⁵ Zu ihren Aufgaben gehörte die Überwachung des *cursus publicus* (Kurierdienst), der immer wieder reformiert werden musste, vermutlich weil seine Effizienz, vor allem aber seine Zuverlässigkeit beim Transport von Geheimmeldungen und wichtigen Staatsdokumenten ein anhaltendes Problem war. Besondere Aufseher, welche die Pässe und Ermächtigungen des Kurierpersonals überprüften, kamen aus den Reihen der *agentes in rebus*. Da es für die Gerichte, Städte und Provinzverwaltungen ein eigenes polizeiähnliches Personal gab, dienten die Leute des *cursus publicus* und die *agentes in rebus*, sofern sie geheimdienstliche Aufgaben verrichteten, der politischen Zentrale, also dem Kaiserhof.

Für die Bewachung der Grenzen gab es eine besondere Truppe der Akriten, denen auch die Aufgabe der Spionageabwehr zufiel. Das neugriechische Epos *Digenis Acritas* aus dem 12. Jahrhundert erzählt in farbiger Ausschmückung von den wilden Zeiten der Akriten im byzantinisch-arabischen Grenzgebiet, von allerlei Agenten und Verrätern.

Nach der Einführung des Christentums als Staatsreligion diente die Kirche dem Kaisertum nicht nur als Stabilitätsfaktor und Legitimitätsbeschafferin, sondern von Zeit zu Zeit auch als geheimdienstliches Instrument. Kaiser Konstantin ließ Bischöfe und Prälaten mit der Staatspost, also auf Staatskosten, zum ersten ökumenischen Konzil in Nicäa (325) anreisen. Seine Nachfolger stoppten diese teure Praxis, ließen jedoch weiterhin einzelne Kirchenführer in den Genuss des *cursus publicus* kommen, der nicht nur bequemen, schnellen Transport, sondern auch Sicherheit und vor allem angenehme Unterkünfte während der Reise sowie eine reichhaltige Verköstigung gewährte.

Wo der Islam sich ausbreitete und das Byzantinische Reich bedrohte, fiel den christlichen Gemeinden die Rolle eines Horchpostens zum Nutzen christlicher Fürsten, vor allem aber der Kirchenführung zu. Das war insbesondere an der nordafrikanischen Küste, in Ägypten und Syrien der Fall, wo die muslimischen Herrscher christliche Minderheiten duldeten. Es kam zu Loyalitätskonflikten zwischen politischer und religiöser Zugehörigkeit, welche seither immer wieder in der Geschichte den Nährboden für geheimdienstliche Tätigkeit und menschliche Dramen bildeten.

«Heimliche Freunde» (*kryptoi phili*) nannte man diese verdeckt operierenden Informanten. Ob Bischöfe, die in der muslimischen Diaspora wirkten, tatsächlich byzantinische Spione waren, ist schwer zu überprüfen. Der Historiker Theophanes berichtet in seiner *Chronographia*, dass auf Theodor, den Patriarchen von Antiochien, dieser Verdacht der arabischen Obrigkeit fiel, weshalb er 757 abgesetzt und in die Verbannung geschickt wurde.²⁶ Vermutlich reichten die Beweise nicht aus, um eine schwerere Strafe auszusprechen – oder es geschah nicht aus Rücksicht auf die innere Stabilität der multiethnischen und multireligiösen Bevölkerung.

Über die geheimdienstliche Tätigkeit des byzantinischen Militärs sind wir hauptsächlich durch die Schriften zu Strategie und Taktik informiert. Zu den berühmtesten gehört die Abhandlung *Strategikon*, welche dem Kaiser Maurikos zugeschrieben wird, der von 582 bis 602 regierte. Die besondere Bedeutung dieses Werkes liegt in der Taktik des Zusammenwirkens von Fußtruppen und Reiterei, heute würde man sagen, in der Theorie des Gefechtes der verbundenen Waffen. Doch es enthält auch Beschreibungen der Völkerschaften im byzantinischen Grenzgebiet, die uns ein Bild vom Kenntnisstand und von der allgemeinen Lagebeurteilung in Byzanz um 600 geben. Maurikos beschreibt im Detail, wie er sich die taktische Aufklärung wünscht, die vor allem durch Späher geleistet wird, welche jedem Bataillon (*tagma*, bestehend aus 400 Mann) beigegeben werden. Interessanterweise werden als Übermittler der gewonnenen Informationen häufig einheimische Kuriere benutzt, was natürlich voraussetzt, dass man sie für zuverlässig hält. Ebenfalls bemerkenswert ist das Maß an Selbstständigkeit, welches Maurikos dem Bataillon zubilligt. Es soll in eigener Regie Gefangene verhören und die gewonnenen Informationen möglichst rasch taktisch anwenden.